

Unverkäufliche Leseprobe des Krüger Verlages

Leah Cohn

Der Kuss des Morgenlichts

Roman



Preis € (D) 18,95 | € (A) 19,50 | SFR 33,90 (UVP)

ISBN 978-3-8105-1074-7

432 Seiten, Gebunden mit Schutzumschlag

Krüger Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

Prolog

Er sah sie, und er wusste sofort, wer sie war.

Ein lauer Abend war einem schwülen Nachmittag gefolgt; die vielen Kirchen der Stadt läuteten das Ende des Arbeitstages ein – dröhnend und wuchtig die des Doms, heller und weicher die der Franziskanerkirche. Am Kai brauste die übliche Feierabendkolonne an ihm vorbei, dazwischen knirschten die Räder einer Kutsche, die japanische Touristen durch die Altstadt fuhr.

All diese Geräusche verstummten, als er sie sah. Und all die Menschenmassen, die er eben noch voll Überdruß an sich hatte vorbeiziehen lassen, schienen unsichtbar zu werden. Ein Ruck ging durch seinen Körper. Kaum fünf Schritte war sie an ihm vorbeigegangen, als er sich bereits von einer der Bänke an der Salzach erhob und sich an ihre Fersen heftete. Sein Blick brannte sich in ihren Rücken; ein unsichtbares Seil schien ihn hinter ihr herzuziehen.

Ganz gleich, wohin sie ging, wovon sie getrieben wurde, was sie plante, wie sie lebte – er würde ihr von jetzt an folgen und sie nicht mehr gehen lassen.

Nicht länger als die Dauer eines Wimpernschlags hatte ihm gereicht, um in die verborgensten Winkel ihrer Seele zu schauen.

Sie war eine der Auserwählten.

Und er – ob das nun lediglich Zufall oder der ausgeklü-

gelte Plan einer fernen Schicksalsmacht war – hatte sie gefunden.

Er fühlte sich wie elektrisiert, seine Schritte wurden größer, der Atem schneller, aber nachdem er sich von der Wucht der jähen Erkenntnis ein wenig erholt hatte, gelang es ihm, seiner Erregung Herr zu werden. Er durfte sich nicht auffällig verhalten, sich ihr nicht einfach zu erkennen geben. Noch nicht.

Dies war ein Vorteil, wenn man so lange, so quälend lange auf dieser Welt lebte wie er. Nicht nur, dass er sich auf seine untrüglichen Instinkte verlassen konnte. Der Zauber der Liebe machte ihn auch nicht mehr willenlos und blind wie einst. Er konnte seine Gefühle kontrollieren, obwohl sie stark waren, die stärksten überhaupt, die betörendsten, die lebendigsten, die sehnsuchtvollsten.

Er atmete ihren wunderbaren Geruch; er prägte sich jedes Detail ihrer Gestalt ein. Andere Menschen – oberflächliche, gehetzte, gleichgültige Menschen, denen sein geschulter Blick fehlte – würden vielleicht über sie hinwegsehen und ihre Schönheit nicht wahrnehmen: Die feinen Züge, die helle Haut, das blonde, sanft gelockte Haar, die honigbraunen Augen, der weiche, lautlose Gang, die geschmeidigen Bewegungen. Sie hielt ihren Kopf etwas gesenkt, aber ihr Rücken war gestrafft. Über ihre nackten, blassen Unterarme zog sich eine Gänsehaut. Ihre Hände waren groß, schmal und zart. Keine hervortretenden Adern, keine raue Haut, keine Falten und Runzeln störten das fast durchsichtig erscheinende Alabaster. Sie war noch jung, blutjung, wahrscheinlich nicht mal zwanzig Jahre alt.

Sie ging stur geradeaus, blieb weder vor einem der Schaufenster stehen noch vor der Frau, die kleine Marionetten vor sich tanzen ließ und diese zum Verkauf an-

pries. Sie ließ sich auch nicht von einer Gruppe grölender Jugendlicher, die Zigaretten und Bierflaschen kreisen ließen, von ihrem Weg abbringen.

Er sah, wie ein Tropfen Bier auf ihre helle Bluse spritzte, und fühlte, wie in ihm Ärger über so viel Leichtsinn und Respektlosigkeit hochstieg.

Doch auch diesen konnte er unterdrücken, genauso wie das Bedürfnis, auf sie loszustürmen, sie anzusprechen, sie festzubalten.

Was er nicht zurückhalten konnte, war der Aufschrei, als plötzlich ein Schatten auf ihn fiel. Eine Gestalt stellte sich ihm in den Weg, ebenso groß wie er, ebenso schlank und sehnig und – wie er wusste – ebenso stark.

Seine Augen weiteten sich, und für einige Sekunden war er wie gelähmt. Unbehagen, Abscheu und Hass kamen aus der Tiefe seiner Seele gekrochen. Alt waren diese Gefühle, uralte – und dennoch nicht gebrochen, sondern höchst lebendig. Sie schnürten ihm die Kehle zu.

»Du ...!«, entfuhr es ihm heiser.

Ihr lieblicher Geruch verflüchtigte sich, ihr blonder Kopf ging in der Menge unter. Sie entfernte sich von ihm, und mit ihr schwand der Triumph, sie gefunden zu haben.

»Keinen Schritt weiter!«, drohte der andere finster.

»Sonst was?«, hielt er zischend dagegen.

Eine Hand fuhr an seine Kehle und drückte sie unbarmherzig zu. Eine warme Hand.

Oh, wie er sie hasste, diese Wärme! Sie erinnerte ihn daran, wie kalt sein eigener Leib war.

Unwirsch schlug er die Hand zurück, während sein Blick unmerklich zum Gürtel des anderen glitt.

Natürlich, er war bewaffnet. Wie auch nicht?

Noch mehr als die Wärme des anderen hasste er das

Gefühl, ständig getrieben und verfolgt zu sein, immer zu damit rechnen zu müssen, einem Widersacher zu begegnen – selbst in einem magischen Augenblick wie diesem.

»Verschwinde!«, befahl ihm der andere. »Du hast hier nichts verloren!«

Er blickte um sich und entschied, dass er im Angesicht so vieler Menschen einen erbitterten Kampf vermeiden musste.

Auch das hatte ihn sein langes Leben gelehrt: Dass es besser war, im Verborgenen und ohne Zeugen an seinem Werk zu arbeiten. Und dass die Geduld eine größere Tugend ist als die Tollkühnheit, sich jederzeit in eine Schlacht zu stürzen.

Eine Weile maßen sie sich wortlos, dann nickte er vermeintlich geschlagen. Ohne den Blick des Widersachers loszulassen, wich er in kleinen Schritten zurück. Erst als eine Distanz von zehn Metern zwischen ihnen war, drehte er sich um und verschwand hastig im Labyrinth der kleinen, verschlungenen Gässchen.

Ja, beschwor er sich, es war klug gewesen, nachzugeben, aber das bedeutete nicht, dass er auf SIE verzichten würde. Bis zum letzten Blutstropfen oder was immer es war, was in seinen Adern floss, würde er um sie kämpfen.

I.

Der Tag, an dem ich Nathanael Grigori zum ersten Mal begegnete und an dem mein Leben zugleich aufhörte und begann, war wechselhaft und stürmisch. In der letzten Woche hatte es häufig genieselt, und die Getreidegasse in Salzburg hatte sich in ein wogendes Meer aus Regenschirmen verwandelt. Aus diesem Meer ragten die Schirme der Reiseführer inmitten ihrer Touristengruppen immer weit heraus. Auch heute scharten sich die üblichen Massen vor Mozarts Geburtshaus, aber ich konnte mich an ihnen vorbeizwängen, ohne von einem Ellbogen gerammt zu werden.

Ich teilte mir mit meiner Freundin Nele eine kleine Wohnung in der Goldgasse. Von dort war ich aufgebrochen, erreichte nun den Makartsteg und wechselte auf die andere Seite der Salzach, die bräunlichgrün unter mir rauschte. Wie gewöhnlich trug ich Noten unter meinem Arm geklemmt, und in Gedanken ging ich Beethovens Klaviersonate Opus 31, Nr. 2 in d-Moll durch, eines der Stücke, die ich bei meiner bald bevorstehenden Bakkalaureatsprüfung spielen würde. Wenn ich nur daran dachte, begann ich zu zittern, und meine Hände wurden feucht. Es tröstete mich nicht, dass Nele erst heute Morgen mit dem Brustton der Überzeugung verkündet hatte, das Ganze sei für mich doch kein

Problem! Hatte ich nicht die ersten sieben Semester meines Klavierstudiums mühelos und fast immer mit besten Noten gemeistert? Hätte mich ein Professor wie Rudolph Wagner vor drei Jahren – damals war ich erst sechzehn – überhaupt als Schülerin akzeptiert, wenn er in mir nicht ein außergewöhnliches Talent gesehen hätte? Normalerweise unterrichtete er keine Studenten im Bakkalaureatsstudium, sondern nur angehende Magister, die nicht nur älter als ich waren, sondern auf ungleich mehr öffentliche Auftritte verweisen konnten.

Dass er bei mir eine Ausnahme gemacht hatte, empfand ich jedoch nicht als Auszeichnung, sondern als Bürde. Ich spielte leidenschaftlich gern Klavier – vorausgesetzt, dass ich allein war. Sobald mir jemand zuhörte, saß mir die Angst zu versagen im Nacken. Diese Angst konnte mir weder Professor Wagner ausreden, der mir oft seufzend riet, mir ein etwas stabileres Nervenkostüm zuzulegen, und schon gar nicht Nele, die mir vorhielt, ich würde vor jeder Unterrichtsstunde ein Gesicht machen, als ginge ich zu meiner eigenen Hinrichtung. Was wusste sie schon! Schließlich war sie keine Musikerin, sondern studierte Psychologie. Im Übrigen tat sie das sehr nachlässig und – obwohl sie fast fünf Jahre älter war als ich – ohne klares Ziel: Mal wollte sie in der Werbebranche arbeiten, mal in die Wissenschaft, dann wieder stellte sie sich äußerst lebhaft vor, wie sie als Sozialarbeiterin drogensüchtigen Jugendlichen helfen würde, auf den rechten Weg zurückzufinden. Sie wusste nicht genau, was sie anstrebte – ich schon. Seit ich denken konnte, stand für mich fest, dass ich Pianistin werden wollte.

Mein Einzelunterricht bei Professor Wagner war um drei Uhr nachmittags angesetzt; bis dahin waren

noch zwei Stunden Zeit, in denen ich mich in einem der Überäume warmspielen konnte. In unserer kleinen Wohnung stand zwar auch ein Klavier, doch wenn es sich irgendwie einrichten ließ, übte ich am liebsten an einem der Bösendorfer- oder Steinway-Flügel.

Ich erreichte das Mozarteum am Mirabellgarten – ein großes, würfelförmiges Gebäude, das Unterrichts- und Archivräume, Konzertsäle und Studios unter seinem Dach vereinte. In den schmucklosen Gängen des ersten Untergeschosses erwarteten mich die übliche Kakophonie aus unterschiedlichen Melodien, der staubige Geruch nach Noten und ein paar Studenten, die auf dem Weg zu ihren Übungsstunden miteinander tuschelten. Unauffällig huschte ich an ihnen vorbei. Ich kannte die meisten meiner Mitstudenten dem Namen nach, und mit einigen musizierte ich regelmäßig, aber es fiel mir schwer, echte Freunde zu finden. Zufällig hatte ich einmal aufgeschnappt, dass man mich »die Japanerin« nannte. Ich war so dumm gewesen, mich ernsthaft geschmeichelt zu fühlen, zumal ich mir diese überaus fleißigen und perfektionistischen Studentinnen aus Asien zum Vorbild nahm. Jan Meyer, ein angehender Klarinetist,klärte mich bei einer gemeinsamen Vorlesung in Musikgeschichte jedoch darüber auf, dass diese Bezeichnung alles andere als ein Kompliment war. Er hatte die letzten beiden Vorlesungen versäumt und gefragt, ob er meine Mitschrift kopieren dürfte. Als ich sie ihm nicht nur bereitwillig reichte, sondern ihm obendrein die wichtigsten Punkte erklären wollte, sah er mich verduzt an.

»Du bist ja gar nicht so!«

»Wie soll ich denn sein?«

»Na, du weißt schon ... wie die Japanerinnen.«

Ich runzelte die Stirn. »Aber die gehören doch zu den besten Studenten!«

»Ja eben!«, rief er. Als er meine wachsende Verwirrung bemerkte, prustete er los und erklärte mir unter heftigem Gelächter, dass ich als freudlose, altmodische, ziemlich schüchterne Streberin galt.

Ich war tief gekränkt, aber versuchte es mir nicht anmerken zu lassen, sondern bemühte mich zu kichern, was in meinen Ohren genau so verkrampt klang wie Jans. Er legte gutmütig seine Hand auf meine Schulter. »Sei doch nicht beleidigt«, meinte er, worauf ich – halb verlegen, halb wütend – zurückzuckte und rasch erklärte: »Ich bin nicht beleidigt!«

Er lachte wieder, während mein Gesicht hochrot anlief und ich schließlich aufgebracht zischte: »Habt ihr alle nichts Besseres zu tun, als euch über mich lustig zu machen?«

Bevor er sehen konnte, dass mir die Tränen in die Augen traten, senkte ich rasch meinen Blick.

Solche Episoden trugen weder dazu bei, mich bei anderen beliebt zu machen noch selber kontaktfreudiger zu werden. Seit langem wurde ich nicht mehr auf einen Kaffee oder zu einem der vielen Studentenfeste eingeladen. Umso unerwarteter war es darum, als sich heute plötzlich jemand aus der Menge löste und meinen Namen rief. Erst nach mehrmaligem Rufen merkte ich, dass tatsächlich ich gemeint war, und drehte mich zögerlich um.

»Sophie! Sophie, bleib doch stehen!«

Hanne Lechner kam auf mich zugelaufen. Sie war angehende Opernsängerin, von sich selber überaus eingenommen und so arrogant, als habe sie bereits mehrmals an der Met gesungen. Die gleichen Kommilitonen, die

sich über mich als »Japanerin« lustig machten, zweifelten jedoch hinter ihrem Rücken daran, ob ihre Stimme auch hielt, was sie versprach. Zu mir war sie immer ausgesprochen freundlich, was wohl damit zu tun hatte, dass ich keine Sängerin, somit auch keine Konkurrentin war. Ihre Größe – sie war weit über 1,80 – und ihre voluminöse Stimme schüchterten mich ein. In ihrer Gegenwart hatte ich ständig das Gefühl, meinen Bauch einziehen und meinen Kopf ducken zu müssen, weil es neben ihr kaum Platz gab.

»Ich ... ich muss üben ...«

»Das müssen wir alle«, gab sie zurück und verstellte mir unbeeindruckt den Weg. Vertraulich beugte sie sich vor und raunte mir ins Ohr: »Hast du schon gehört, dass Nathanael Grigori hier spielt?«

Ihr Atem war heiß und roch nach den Pfefferminzbonbons, die sie ebenso demonstrativ lutschte wie sie sich ihre bunten Tücher um den Hals schlang. Damit pflegte sie ihre sensible Stimme, was sie bei jeder Gelegenheit – ob man es nun hören wollte oder nicht – ausführlich erklärte.

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte den Namen noch nie gehört.

»Dich müsste es doch besonders interessieren«, fuhr Hanne fort, »spielst du nicht auch Cello?«

Das hatte ich tatsächlich jahrelang getan, aber seitdem ich Klavier studierte – meine größte Leidenschaft – hatte ich fast keine Zeit mehr dafür. Allerdings mussten wir Studenten neben dem Einzelunterricht auch Ensemble-Unterricht nehmen – und bei dieser Gelegenheit spielte ich manchmal mit einer Cellistin aus Hamburg.

»Ja«, sagte ich rasch und überlegte fieberhaft, wie ich sie loswerden konnte, ohne zu unhöflich zu wirken.

»Aber einen Nathanael Grigori kenne ich nicht«, fügte ich rasch hinzu – allerdings nicht mit der Wirkung, die ich bezweckt hatte.

»Mein Gott, Sophie!«, stieß Hanne theatralisch aus und blies mir ihren Pfefferminzatem noch heißer ins Gesicht. »In welcher Welt lebst du eigentlich? Nathanael Grigori hat dieses Jahr den Leonard Bernstein Award bekommen!«

Das war tatsächlich einer der wichtigsten Musikpreise für Nachwuchskünstler.

»Und das ist noch nicht alles«, fuhr Hanne fort, »dazu kommt der erste Platz beim Leonard-Rose-Violoncello-Wettbewerb, der Eugene-Istomin-Preis, und vor einigen Jahren wurde er von ›Pro Europa‹ als bester Nachwuchsmusiker geehrt. Stell dir vor, er soll schon im Alter von elf Jahren an der Yehudi Menuhin School in London aufgenommen worden sein!«

»Und was macht er hier in Salzburg?«, wollte ich wissen.

Sie zuckte mit den Schultern und begann umständlich an ihrem Halstuch herumzuknoten. »Keine Ahnung. Vielleicht hat er im Sommer irgendein Engagement bei den Festspielen. Oder er will ein paar Stunden bei einem der Profs nehmen. Ich weiß gar nicht, ob er sein Studium überhaupt schon abgeschlossen hat – so jung wie er ist. Höchstens Mitte zwanzig.«

Meine Ungeduld wuchs.

»Ich muss üben ...«, wiederholte ich.

»Ach, guck ihn dir an! Mal abgesehen von der Musik – so einen Mann sieht man nicht oft. Der ist auch für ein blindes Küken wie dich eine Augenweide.«

Blindes Küken. War mal etwas anderes als »Japanerin«. Allerdings lief es aufs Gleiche hinaus: Ich war

langweilig. Niemand wechselte mehr Worte als nötig mit mir. Niemand hatte Lust, sich mit mir abzugeben.

Ich unterdrückte das schmerzhafteste Gefühl der Kränkung, das in mir aufstieg, indem ich die Lippen zusammenpresste – und verpasste somit die Gelegenheit, rechtzeitig vor Hanne zu fliehen. Ehe ich mich dagegen wehren konnte, zog sie mich schon mit sich, und ich folgte ihr, einerseits weil ich hoffte, sie auf diese Weise schneller loszuwerden, andererseits weil ich mich scheute, ihrer herrischen Art etwas entgegenzusetzen. Hannes warme, große Hand auf meinem Arm zu fühlen war mir unangenehm. Aber ich wäre lieber gestorben, als ihr das zu zeigen.

Im Gehen erzählte sie mir noch mehr von Nathanael Grigori. »Er hat schon mit vielen großen Orchestern gespielt. Vor kurzem hatte er einen Auftritt mit der Sinfonia Varsovia und dann mit dem Deutschen Kammerorchester. Ich habe auch gehört, dass er ein Konzert in der Royal Festival ...«

Unvermittelt brach sie ab. Oder vielleicht brach sie gar nicht ab, sondern ich hörte sie bloß nicht mehr, weil etwas anderes meine Aufmerksamkeit voll und ganz auf sich zog.

Hanne war nicht die Einzige, die Nathanael Grigori spielen hören wollte. Vor einem der Überäume hatte sich eine regelrechte Traube gebildet, die immer weiter wuchs. Die Tür stand weit offen, doch niemand wagte, die Schwelle zu übertreten. Nur Hanne war so unverfroren, dass sie sich an den anderen vorbeidrängte und mich mit in den Raum zog. In diesem Augenblick konnte ich mich nicht dagegen wehren – wie paralysiert horchte ich auf die Klänge, die mir entgegenschallten.

Sergej Rachmaninow.

Neben Strawinsky und Chopin war er mein liebster Komponist. Und der, dem ich am wenigsten gerecht wurde, wie ich oft befürchtete. Bei einem Musikwettbewerb vor einigen Jahren hatte ich das zweite Klavierkonzert gespielt, und obwohl ich den dritten Platz belegt hatte, war ich noch Tage später im Kopf all die Stellen durchgegangen, die ich viel besser hätte spielen können, ja *müssen*! Bei einem meiner Auftritte am Mozarteum hatte ich dann die »Variationen über ein Thema von Chopin, Opus 22« vorgetragen, und als Professor Wagner hinterher mit begeistertem Gesicht auf mich zukam und »Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!« rief, fühlte ich mich weder erleichtert noch geschmeichelt, sondern dachte nur: Er lügt. Das sagte ich ihm selbstverständlich nicht, sondern versuchte glücklich und befreit zu lächeln, und er schien nicht zu merken, wie halbherzig und angespannt mir dieses Lächeln geriet. Seiner Lobesrede, die er auf mich, seine jüngste Studentin, im Kreise seiner Kollegen hielt, konnte ich kaum folgen. Ich hab's vermasselt, dachte ich pausenlos. Wie immer, wenn ich öffentlich spielte, war es mir nicht gelungen, mein ganzes Können zu beweisen. Ich war nicht gut. Nicht gut *genug*.

Nathanael Grigori und sein Begleiter spielten soeben Rachmaninows Sonate für Klavier und Cello in g-Moll. Ich hörte sie nicht zum ersten Mal, und ich wusste, wie viele Tücken dieses Stück hatte – nicht nur, was die Technik, sondern vor allem, was die Interpretation anging. Bei keinem anderen Komponisten ist die Grenze zwischen Melancholie und Kitsch so schmal. Man kann sich dieser Musik nicht nüchtern und sachlich annähern. Doch wenn man sich diesem dunklen, traurigen, zornigen Gefühlsleben des Russen zu vorschnell über-

lässt, droht man zu übertreiben. Gerade bei meiner Lieblingssequenz im ersten Satz ist es verführerisch, in gefühlstriefende Filmmusik abzugleiten, anstatt diese tiefe Sehnsucht zu entfachen, eine schmerzliche und bittersüße, nicht überzuckerte.

Nathanael Grigori traf es exakt. Mich überwältigte der Facettenreichtum von unterschiedlichen Klangfarben und -nuancen, die ich bis dahin nie wahrgenommen hatte. Grigoris Cello sprach zu mir – weich und samtig, heiser und raunend, durchdringend und dunkel, stöhnend und seufzend, zärtlich und glockenhell, ja, all das zugleich.

Musik war mein Leben; alles, was ich tat, war auf diese eine große Leidenschaft ausgerichtet. Doch selten war es ein so intensives körperliches Erlebnis gewesen, ihr zu lauschen. Ich hatte weiche Knie und feuchte Hände, meine Lippen bebten, und mein Puls ging in ungeahnte Höhen, als das Cello und das Klavier endlich verstummen.

Bis zu diesem Augenblick hatte ich Nathanael Grigori nicht angesehen. Seit Hanne mich in den Raum gezogen hatte, war mein Blick starr auf den Boden gerichtet geblieben, als könnten meine Sinne, die derart aufs Hören ausgerichtet waren, nicht noch mehr Reize ertragen.

Nun glitt mein Blick zunächst auf den Klavierspieler. Er wirkte erschöpft, wischte sich mit einem Tuch über das stark verschwitzte Gesicht und glich weniger einem Pianisten denn einem Bauarbeiter. Kurz rechnete ich damit, dass womöglich auch Nathanael Grigori einen ganz banalen Anblick bot, dass sein Äußeres mit der Wucht und dem Zauber der Musik, die er entfesselt hatte, nicht mithalten könnte und darum zwangsläufig

enttäuschen müsste. Aber ich konnte nicht anders, als ihn anzublicken.

Hanne hatte nicht übertrieben. Selbst einem blinden Küken wie mir konnte nicht entgehen, wie unglaublich gutaussehend er war, wenn auch nicht auf diese männliche, körperliche Art wie zum Beispiel Juan. Juan Calisto war ein Jura-Student aus Madrid, dessen Affären mit Kommilitoninnen meist nur eine Woche lang dauerten. Nele hatte es auf zwei Wochen gebracht, worauf sie unglaublich stolz war, und in dieser Zeit hatte ich Juan mehrmals halbnackt in unserem Bad angetroffen. Ich hatte immer sofort verlegen den Blick gesenkt, aber sein Six-Pack-Bauch über der tief sitzenden Jeans war mir nicht entgangen. Er war tief gebräunt, lebens- und kraftstrotzend und glaubte wohl, dass das genügte, um andere für sich einzunehmen. Nette, höfliche Worte bekam ich von ihm zumindest nie zu hören, was vielleicht auch daran lag, dass er immer – sogar im Badezimmer – eine Zigarette zwischen seinen vollen Lippen klemmen hatte.

Nathanael Grigori hingegen war mit seinem etwas zu schmalen und etwas zu blassen Gesicht, den dunklen Ringen unter den Augen und der sehnigen und schlanken Statur auf eine anachronistische, dekadente Weise schön. Schauspieler mit diesem Äußeren werden als Helden in Kostümschinken besetzt, wobei sie nicht den flinken und gewitzten Zorro mit Degen geben, sondern den feinsinnigen Dandy in der englischen High Society des 18. Jahrhunderts. Dort spielen sie nachdenklich Schach, schreiben Gedichte auf der nackten Haut ihrer Geliebten oder ergehen sich in romantischen Vorstellungen über den Tod, der zeitnah eintritt, gerne als Folge einer malerisch inszenierten Schwindsucht, nicht

etwa eines banalen Reitunfalls. So einen Film hatte ich kürzlich mit Nele gesehen, und ich hatte während der Pizza danach für den Hauptdarsteller geschwärmt. Nele meinte, dass so ein Mann gar nichts für sie wäre, den könne man ihr umbinden, und es täte sich nichts, aber sie grinste gutmütig, weil sie mich zum ersten Mal so begeistert von einem Mann reden hörte. Das ließe die Hoffnung zu, dass ich nicht irgendwann als völlig verstaubte Klavierlehrerin à la Fräulein Rottenmeier enden würde.

»Fräulein Rottenmeier hat nicht Klavier unterrichtet!«, hatte ich empört gerufen. Woraufhin Nele nur noch mehr gegrinst und gemeint hatte: »War doch nur Spaß.«

Ich konnte gar nicht anders, als Nathanael Grigori gebannt anzustarren, und in nur wenigen Sekunden prägte ich mir jedes Detail ein: die hohen Wangenknochen, die schmale, spitze Nase, die schön geschwungenen Brauen, die sich vom blassen Gesicht deutlich abhoben. Sein stufig geschnittenes, leicht gewelltes Haar war kinnlang und von einem dunklen, satten Branton.

Er blätterte in seinen Noten, während er das Cello mit seinem linken Knie abstützte.

Ich schluckte. Vielleicht räusperte ich mich auch. Irgendein Geräusch musste ich verursacht haben, denn in diesem Moment sah er hoch. Suchend ging der Blick durch den Raum, als würde er erst jetzt bemerken, wo er war und wie viele Zuhörer sich um ihn geschart hatten. Schließlich blieb er an mir hängen. Eine Weile waren seine strahlend blauen Augen durchdringend auf mich gerichtet – ich glaube nicht, dass ich in diesem Augenblick geatmet habe –, dann senkte er rasch den Kopf. Eine Haarsträhne fiel ihm in die hohe, glatte Stirn.

»Wir machen Schluss.« Er sprach leise, fast raunend.

Der Klavierspieler wirkte überrascht – er hatte sein Taschentuch gerade wieder eingesteckt –, aber zugleich erleichtert.

Nathanael sah nicht wieder hoch, während er das Cello behutsam einpackte und ein paar Male fast zärtlich darüberstreichelte, als wäre es ein lebendiges Wesen. Mit gesenktem Blick ging er schließlich auf die Tür zu. Die meisten anderen hatten sich unbemerkt zerstreut, ich hingegen stand immer noch an Hannes Seite, und während ich vorhin nicht darüber nachgedacht hatte, war es mir jetzt peinlich, dass wir beide als Einzige die Türschwelle überschritten hatten.

Hatte Nathanael Grigori zu spielen aufgehört, weil er sich belästigt fühlte?

Ich überlegte, ob ich mich entschuldigen oder ihm zumindest sagen sollte, wie sehr mich sein Spiel gefangen genommen hatte, aber mir fielen keine passenden Worte ein. Unmöglich, den Zauber seiner Musik zu beschreiben! Und galt als größte Auszeichnung für den Musiker schließlich nicht der Applaus, sondern atemlose Stille, die sich über den Konzertsaal senkt, kaum dass der letzte Ton verklungen ist?

Als er sich mir näherte, fühlte ich, wie mir die Röte ins Gesicht stieg, und hoffte, dass er es nicht bemerken würde. Er blieb stehen, allerdings nicht meiner wegen, sondern weil Hanne ihm den Weg verstellte.

»Hervorragend!«, rief sie begeistert.

Anders als ich, hatte sie offenbar keine Angst vor Plattitüden oder davor, anmaßend zu wirken.

Ich sah auf; so groß wie meine Scheu war die Neugierde zu sehen, welchen Eindruck Nathanael Grigori aus

der Nähe machen würde. Ein schmales, halbherziges Lächeln erschien auf seinen Lippen, aber es erreichte seine Augen nicht. Diese wirkten nicht länger durchdringend, sondern kalt und abweisend. Sein Blick glitt von Hanne zu mir, dann wieder zu ihr. Er nickte knapp, ehe er wortlos an uns vorbeiging.

Auch wenn er nichts Abfälliges gesagt hatte, fühlte ich mich bloßgestellt und wäre vor Scham am liebsten im Boden versunken. Hanne schien es ähnlich zu ergehen, aber sie reagierte nicht mit Verlegenheit, sondern mit Empörung.

»Was für ein arroganter Typ!«, murrte sie und schüttelte ihr langes, glattes Haar. Ich folgte ihr schnell nach draußen.

Zu meinem Erstaunen war Nathanael Grigori am Ende des langen, düsteren Gangs stehen geblieben und hatte sich noch einmal umgedreht. Diesmal sah er Hanne gar nicht erst an, sein Blick war gleich auf mich gerichtet, und er wirkte nicht länger kalt und abschätzend, sondern verwirrt.

Ich hielt ihm nicht lange stand. Hastig verabschiedete ich mich von Hanne und lief regelrecht davon. Als ich meinen Überraum erreichte, brannten meine Wangen noch immer.